

(Nachdruck verboten.)

10)

## Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Noch einen stärkeren Widerhall aber fand Asmus bei einer Frauenseele, von der man kaum begriff, daß sie in ihrem Körper Platz habe. Das war die Seele des Fräulein Wieselin, einer 38 jährigen Jungfrau, Lehrerin und Dichterin. Sie war so klein und dünn, daß sie sozusagen nur eine Nadel war, in die der Herrgott einen Lebensfaden gezogen hatte, und diese Nadel fuhr unablässig auf und ab und verarbeitete ihren Lebensfaden mit einem rührenden Eifer und Opfer Sinn. Im Gesicht sah sie aus wie ein Geheimrat, der immer in einem überheizten Zimmer gesessen hat und darum etwas eingetrocknet ist. Tausend Mark Gehalt erhielt sie im Jahr, und davon ernährte sie sich und ihre Mutter und unterstützte sie die Familie eines kranken Bruders. Sie war damals schon fünfzehn Jahre Lehrerin und war es noch zwanzig Jahre hinterher, und Jahr für Jahr übernahm sie die Kleinsten der Kleinen; die Kleinsten zu lehren ist aber größte Mühe und größte Kunst. Die Bücher, die sie las, mußte sie sich leihen; denn kaufen konnte sie sich keine; aber als sie nach fünfunddreißig Jahren der Mühsal ihr Ende nahen fühlte, da sagte sie: „Ich kann ja zufrieden sterben; ich habe ja ein reiches Leben gehabt.“

In ihren seltenen Mußestunden machte sie auch Verse, kleine, unbedeutende Gelegenheitsfächlein; aber da Asmus sie nicht loben konnte, so sprach er nie von ihren Dichtungen. Sie dagegen sprach viel von den seinigen, rühmte sie und sprach ihre Bewunderung darüber aus, daß er gleich mit epischen Gedichten anfangt, während die jungen Leute sonst immer mit allgemeinen Gefühlsergüssen anfangen, was auch viel leichter sei. Und sie schloß gewöhnlich mit den Worten: „Ich habe immer das Gefühl, daß Sie kein Lehrer werden, daß wir Sie noch 'mal auf ganz anderen Pfaden wandeln sehen!“

„Vielleicht heirate ich auch viel!“ dachte Asmus.

Die dritte der neuangestellten Damen hieß Hilde Chabonne, war eine schlaffe Brünette mit großen, schmachtenden braunen Augen und einem sanften Stolz der Bewegungen und trotz alledem eine Hamburgerin. Sie und Asmus schenkten einander zu Anfang nur wenig Beachtung, unvergleichlich viel weniger als später. Aber doch mußte er darüber nachdenken, wo er sie schon einmal gesehen habe. Wichtig, das war die „Dame in Trauer“, die Seminaristin, die einmal ganz zu Beginn seiner Präparandenzeit mit ihm und einem Bekannten ein Stück Weges zusammen gegangen war. Daß er ihr schon viel, viel früher einmal begegnet war, das konnte er nicht mehr wissen.

### 11. Kapitel.

(Wie Asmus plötzlich eine glänzende Karriere machte und dabei auf den Hund kam.)

Zu diesen ganzen und halben Freunden gewann Asmus endlich eine ganze Schar von kleinen Freunden. Als er im zweiten Jahre seines Präparandentums eines Morgens in die Schule kam, ließ ihn der Oberlehrer in sein Zimmer rufen. „Herr Dohrmann hat sich krank gemeldet,“ sagte er, „und wird voraussichtlich in acht Wochen nicht kommen können. Ich habe Sie zu seiner Vertretung ausersehen. Uebernehmen Sie die Klasse. Ich bin überzeugt, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen werden.“ Asmus konnte vor Ueberraschung nicht sprechen; er nickte nur stumm und verließ das Zimmer.

Als er draußen stand, war sein erstes Gefühl ein wirbelnder Jubel. Lehrer! Er sollte Lehrer sein! Einer ganzen Klasse sollte er vorstehen, er ganz allein! Er wußte im nächsten Augenblick selbst nicht, wie er die drei Treppen zum obersten Stockwerk hinaufgekommen war. Und als er vor der Klassentür stand und die führerlosen Kinder lärmten hörte, da stak ihm das Herz, das noch eben so hoch geflogen war, tief unten in den Schuhen. Warum sollte er, der kleinste und jüngste von den drei Präparanden, den kranken Lehrer vertreten? Warum nicht Morieux, der ein ganzes Jahr länger an der Schule war als er? Warum nicht Claus Münz, der Große und Starke, der den Kindern gewiß mehr

imponierte als er? Er kannte ja nichts vom Unterrichten, rein gar nichts. Ach ja, er wußte wohl: alle in der Schule hielten ihn für außerordentlich ernst und gelehrt. Die Leiden, die Verfolgungen, die er als Knabe erduldet, hatten seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen einen zusammengekrampften, entschlossenen Ernst gegeben, und wer ihn nicht in vertrauten Stunden gesehen, der konnte nicht wissen, daß hinter den Wolken seiner Stirn die volle Sonne stand. Er hatte gerade um jene Zeit auf Menschen solcher Art in schwerhinterwandelnden Versen ein schwererstes Gedicht gemacht, das nannte er „Erscheinung“.

Eine düstre Wolke seh' ich schwimmen  
Durch den abendlichen Himmelsraum.  
Nur um ihres Scheitels Baden glimmen  
Barte Lichter wie ein Flodensaum.

Gleichwie starrgewalt'ge Bergeschroffen  
ragt die Wolke hoch in den Azur,  
Doch um ihre Stirne lichtgetroffen  
hängt des Alpenglühens Rosenflur.

Dem verborgen hinter jener Mauer  
Strömt der Gnadenquell des Sonnenlichts,  
Und die Wolke, uns ein Bild der Trauer,  
Blickt nach dort verklärten Angesichts.

Also sah ich düstre Menschenstirnen  
In den Grenzen dieser Erde auch:  
Sie umfloß wie Glanz der Alpenfirnen,  
Eines fremden Lichtes leiser Gaud.

Augen sah ich, die dem Hirn entrinnen,  
Das mit Tränenschatt'n sie umhüllt;  
Doch versunken war ihr Blick nach innen  
Und von dort mit sel'gem Glanz erfüllt.

Er gab diesem Licht einen zum Himmel gewandten Blick, ein überirdisches Angesicht, weil er das für erhabener hielt und er damals gerade ein Dichter wie Klopstock und die Gaihbünder werden wollte; in Wirklichkeit aber sprang seine Fröhlichkeit wie diejenige Klopstocks mit frischen Jugendbeinen auf der Erde umher. Das wußten die in der Schule nicht. Sie schrieben ihm auch weit größere Kenntnisse und Fähigkeiten zu, als er besaß, und das machte ihm Unbehagen, weil es ihm vorkam, als täuschte er sie, als müßte er seine Kenntnisse einmal alle aus dem Kopfe hervorholen und auf den Tisch legen, damit sie sähen, wie wenig er wisse und könne. Vor neuen, gewichtigen Aufgaben stand er stets mit einem ehrfurchtsvollen Gefühl der Unberufenheit.

Mit solchem Gefühl im Herzen drückte er endlich die Klassentür auf. Er stand vor den Kindern.

Sie verstummten vor Ueberraschung. Was will der denn, dachten sie. Asmus gebot ihnen, ihre Sachen unten den Tisch zu legen und sich ordentlich hinzusetzen. Sie gehorchten; aber einige duckten sich hinter den Rücken des Vordermannes und sicherten, weil der kleine Schreiber aus dem Zimmer des Oberlehrers Schulmeister sein wollte. Da steckte Asmus von seinen ersten Gesichtern das allerernsteste auf und sah den Auffässigen ruhig in die Augen — da sagten sie still und ohne Laut. Das fühlte er sofort, die Zügel in der Hand behalten, das war nicht so schwer; aber das Unterrichten!

Ja, die Unkundigen halten Unterrichten für die einfachste Sache von der Welt. Man sagt den Kindern, was sie wissen sollen, und dann wissen sie's ja! Aber man soll ihnen gar nichts sagen, das ist's ja gerade! Alles sollen sie selber sagen, durch unaufhörliche Fragen soll man's aus ihnen herausholen; so verlangt es das „erotematische“ oder „katechetische“ oder „heuristische“ Lehrverfahren. Asmus kannte diese gelehrten Vorschriften wohl; aber als er nun vor den sechzig Gesichtern stand, wußte er nichts damit anzufangen. Ihm war, als solle er den Kindern über ein meilenbreites Wasser die Hand reichen. Und wenn ihm vorher das Herz in den Schuhen gesteckt hatte, so hatte er jetzt zum mindesten vier Herzen, eines in den Schuhen, eines im Halse, das ihn würgte, eines in der Brust, das ihm wehtat und eines in der Darmgegend. Und nun kamen überdies noch Münz und Morieux herein; denn es war Brauch, daß, wenn ein Präparand unterrichtete, die andern zuhörten und hernach ihre Kritik übten. Wie ein Doppelbedmesser mußten sie aufpassen,

ob auch alle Fragen des Katecheten mit „W“ anfangen (denn so verlangt es das „System“), obasmus auch keine „Wahlfragen“ stellte, d. h. Fragen, auf die man nur mit Ja oder Nein zu antworten brauchte, die also die Schüler zum Raten verleiteten, ob er auch rechtzeitig zusammenfasse und wiederhole, ob er auch alle Kinder gefragt habe, bevor er eins zum zweitenmal frage, ob er auch tadle, wenn ein Schüler beim Fingerzeigen aus der Bank trete, ob er auch bemerkt habe, daß Müller sich in vereinfachter Manier die Nase gepußt habe usw.

asmus sollte zunächst eine Anschauungsstunde geben, und er holte sich aus dem kleinen Schulmuseum einen ausgestopften Fuchs, der aber dank der Kunst des Ausstopfers den Hinterleib einer feisten Katze hatte.

„Was ist das?“ fragte asmus.

„Das ist ein Hund,“ antwortete ein Schüler; denn die Stadtkinder kannten keinen Fuchs.

Statt nun an diese nicht ganz unrichtige Antwort anzuknüpfen und den Fuchs zunächst als Hund zu behandeln, oder aber mit Eleganz darüber hinwegzugehen und einen anderen zu fragen, bis sich asmus sofort in diese Antwort fest.

„Nein, ein Hund ist das nicht,“ sagte er, „woran sieht man, daß es kein Hund ist?“

„Er hat gar keinen Maulkorb um!“ rief ein kleiner Bursche.

„Haben denn alle Hunde Maulkörbe?“ fragte der junge Präzeptor. (O weh, eine „Wahlfrage!“)

„Nein,“ riefen viele Kinder. (O weh, der Präzeptor duldete, daß die Schüler im Chor antworteten, ohne es zu tadeln! Münz und Morieux notierten eifrig in ihren Heften.)

„Wozu gehört der Maulkorb also gar nicht?“

„Der Maulkorb gehört gar nicht zum Hund,“ sagte ein Schüler.

Das genügte asmus nicht so ganz. Er wollte den Irrtum beseitigen, daß der Maulkorb ein organischer Bestandteil des Hundes sei (er wußte, daß die Kinder auch das Geseis für einen Teil des Pferdebusches halten), er wollte die Antwort: „Der Maulkorb gehört nicht zum Körper des Hundes“; aber wie sollte er aus diesen kleinen das Wort „Körper“ herauskatechisieren? Sollte er fragen: „Ist der Maulkorb etwa ein Körperteil des Hundes?“ Nein, das durfte er nicht, das war eine „Ja- und Nein-Frage“. Er versuchte es auf mancherlei Weise; denn er meinte, jeder auftauchende Irrtum müsse sofort und gründlich beseitigt werden; aber das ersehnte Wort kam nicht. So biß er sich im Maulkorb des Hundes fest und war noch immer nicht beim Fuchs, obwohl er schon am ganzen Körper schwitzte.

Endlich mußte er das Rätsel doch aufgeben, und so war Zeit und Mühe verloren.

„Also ein Hund ist das nicht. Woran sieht man das?“

Da stand ein Genie auf und sagte:

„'n Hund hat nicht solchen Schwanz!“

„Na also!“ jubelte asmus, und in seiner Freude über das erlösende Wort vergaß er, daß das Genie „'n Hund“ statt „ein Hund“ gesagt hatte. Münz und Morieux notierten das.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen überseht von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Grad' deswegen hab' ich mit dem Herrn sprechen wollen,“ stammelte der Pächter.

„Bringt Ihr das Geld . . . ja oder nein?“

„Ich kann's beim besten Willen jetzt grad' nicht zahlen, Herr . . .“

„Wozu seid Ihr dann hergekommen?“ fuhr Hellman gleich wütend auf. „Wenn man von jemandem Haus und Hof in Pacht hat, muß man auch dafür zahlen. Verstanden?“

„Ja, gewiß, daß weiß ich . . . aber wenn man gerade nicht kann . . .“

„Warum könnt Ihr nicht? Ihr habt ein ganz gutes Jahr gehabt.“

„O, es war kein gutes Jahr, Herr . . . die ganze Frühjahrsernie hat der Frost vernichtet.“

„Das ist Eure eigene Schuld. Ihr habt viel zu spät geäu.“

„Ja, ich veräumte die rechte Zeit, weil ich ja doch auf Ihrem Feld, Herr, arbeiten mußte — und dann kam der Regen.“

„Ich hab' den Regen nicht gemacht. Wie komme ich dazu, Euremwegen Verluste zu haben?“

„Wenn Sie doch nur ein bißchen zuwarten wollten, bis ich die nächste Ernte herein habe, dann hoff ich, Ihnen die Pacht und auch sogar das Darlehen auf einmal abzahlen zu können.“

„Ich kann weder auf die Pacht, noch auf die Rückzahlung des Darlehens länger warten. Das Darlehen ist bereits eingeklagt . . . der Amtmann hat die Sache in Händen.“

„Dann muß meine letzte Kuh draufgehen.“

„Mag sie draufgehen! Ich kann nichts dafür, daß sie Eure letzte ist. Daß Ihr's wißt, ich warte nicht länger auf das, was Ihr mir schuldig seid. Ich habe keine Lust, auf irgendwen und irgendwas zu warten, was immer es auch sei. Weshalb sollt' ich warten? Ich brauch' Euch doch nicht meinen Grund und Boden für nichts zu überlassen. Schreibt Euch also die Folgen selbst zu, wenn der Roggen, den Ihr mir abzuliefern verpflichtet seid, nicht innerhalb einer Woche in meiner Scheuer ist . . .“

„Da drinnen ist kaum Platz genug für die Menge Roggen, die schon da ist,“ warf Antti mit einem bitteren Lächeln halblaut ein.

„Was?“ herrschte ihn der Gutbesitzer an.

„Nichts, nichts,“ entgegnete der Pächter eingeschüchtert und ging keines Weges.

„Was hat er gedrummt?“ fragte Hellman Puffinen, der die Zeit über sich ganz still verhalten und geraucht hatte.

„Ich glaube, er hat gesagt, daß Eure Scheuern bereits so voll sind, daß sie kaum noch was fassen können.“

„Oh! Er ist noch led' obendrein! Das ist ein Völl' hierzulande, ein Paß boshafter Dummköpfe!“

„Dummköpfe sind sie, wahrhaftig!“ rief Puffinen. „Selbst dieser Antti versteht nicht das bißchen Land ordentlich zu bewirtschaften, obwohl ich's ihm noch am ehesten zugetraut hätte.“

„Nicht einer versteht's, nicht ein einziger!“

„Wenn Sie mir dort den Grund dort überlassen wollten, Herr, würde ich ordentlich auf die Wirtschaft schauen und die Pacht stets pünktlich zahlen.“

„Du . . . Du willst Anttis Hof? Was willst Du, ein Jungeselle, mit solch einem Hof anfangen?“

„Ich denke, es wäre an der Zeit, daß ich mein eigenes Häuschen hätte. Ich schäme mich wirklich, daß ich noch immer unter fremdem Dache hausen muß. Und dann — das Häuschen hat eine so hübsche Lage am Seeufer.“

„Willst Du im Ernst das Anttesen kaufen?“

„Ich möchte nur die Gebäude kaufen, und Sie könnten die Ruuhziehung der Felder und Wiesen behalten. Die sind in ganz gutem Stande.“

„Ja, er scheint sie ziemlich gut gehalten zu haben. Aber ich darf Antti doch nicht wegzagen, wenn er seinen Pachtshilling zahlt.“

„Aber er kann ihn ja absolut nicht aufbringen! Wenn Sie Antti wegen des Darlehens pfänden lassen und gleich hinterher die Pacht einlagern, womit soll er Ihnen denn zahlen?“

Hellman dachte eine Weile nach.

„Zweimal zwei sind vier — vierhundert — noch einmal hundert — das macht fünfhundert . . . hm, willst Du zweihundert für die Gebäude geben, Puffinen?“

„Freilich, das könnt' ich schon aufbringen.“

„Dann sollst Du sie haben. Uebrigens muß Antti jetzt bald die Vorladung kriegen; denn das Gericht tritt dieser Tage zusammen.“

„Ja, ha! Wenn man vom Teufel spricht . . .!“ rief Puffinen belustigt aus. „Wenn ich mich nicht täusche, kommt da eben einer von den Gerichtskleuten grad' des Weges daher!“

„Was, zum Teufel, hat der bei mir zu suchen?“ brummte Hellman.

„Na vielleicht macht er nur eine Spazierfahrt her.“

„Das mag sein! Ich wüßte sonst wahrhaftig nicht . . .“

Gleichwohl stieg in Hellmans Seele etwas wie Argwohn auf, und er begann im Zimmer unruhig auf und ab zu gehen, dabei hier und da einen Blick zum Fenster hinaus werfend.

Der Gerichtsbeamte schien keine sonderliche Eile zu haben. Er band sein Pferd an den Pfosten, holte aus seinem Sesseln ein Bündel Heu hervor, das er dem Tiere zum Fressen auf die Erde breitete, warf sorglich die Decke über den Rücken des Gauls und kam dann erst langsam quer über den Hof auf Hellmanns Behausung zu. Er war ein großer, knochiger Mann mit hagerem Gesicht und ruhigem Blick.

Der Gutbesitzer suchte zu erraten, welche Bottschaft der Beamte ihm wohl bringen könnte, doch er vermochte nichts aus diesem Gesicht herauszulesen.

„Nehmen Sie Platz!“ zwang er sich zu sagen, als der Gerichtsbeamte nahe der Tür stehen geblieben war.

„Ich hab' jetzt gerade lang genug gefressen,“ versetzte der Amtmännling, ließ sich aber trotzdem auf einen Sitz nieder.

Hellman füllte sich verpflichtet, dem Gast auch noch Tabak anzubieten, obwohl eine böse Ahnung mehr und mehr in ihm die Oberhand gewann, daß der Mann ihm nichts Gutes bringe.

Puffinen erkannte sehr wohl, was im Innern seines Brotherrn vorging. Auch wußte er ganz gut, in welcher Anglegenheit der Fremde kam und beobachtete das Gesehen der Weiden mit boshaften Blicken.

„Schönes Wetter heute. Nicht gerade milde, aber doch auch gerade keine starrende Kälte.“ ließ sich der Gerichtsbeamte vernehmen, nachdem er seine Pfeife angezündet und gemütlich zu rauchen begonnen hatte. Er blies kurze, unmutige Rauchwölken

## Wilhelm Busch als Maler.

in die Luft, blühte unablässig auf seinen Pfeifenkopf und bewegte die Zehenspitzen in den Schuhen vergnüglich hin und her.

„Ja, wir haben wirklich ein schönes Winterwetter,“ stimmte Pullkinnen bei.

„Kommt der Herr Assessor direkt vom Hause?“ fragte Hellman.

„Ja, aber ich bin schon hübsch zeitig in der Früh fort.“

„Sie haben vermutlich eine Menge Vorladungen,“ warf Pullkinnen ein.

„Ja, auch Vorladungen sind ein oder zwei Stück dabei.“

Die Dienstmagd brachte noch zwei Schalen Kaffee herein, eine für Pullkinnen, die andere für den Gutsbesitzer.

„Gib den Kaffee dem Herrn da,“ befahl Hellman.

Während der Gast trank, konnte sich der Hausherr nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er irgendwie in amtlicher Eigenschaft zu ihm komme.

„Allerdings komme ich in amtlicher Eigenschaft hierher,“ versetzte der Beamte.

„Geh' hinaus, Pullkinnen,“ befahl Hellman, „damit der Herr . . .“

„Er braucht nicht hinauszu gehen,“ unterbrach der Assessor. „Im Gegenteil, was ich hier auszurichten habe, muß sogar in Gegenwart von Zeugen geschehen.“

Nun war sich der Gutsbesitzer darüber klar, daß es sich um eine Vorladung handle; dennoch fragte er etwas unsicher: „Bringen Sie mir vielleicht eine Vorladung?“

Der Gerichtsbote schlürfte erst den ausgeschütteten Kaffee rest aus der Untertasse, setzte die Schale wieder darauf, legte den Köffel zur Seite, stellte alles miteinander auf den Tisch, nahm seine Pfeife, die am Tischbein lehnte, wieder zur Hand, zündete sie sorgfältig an, und erst als er ein paar Züge daraus getan hatte, erwiderte er: „Ob ich Ihnen eine Vorladung bringe? Jawohl.“

„Und weswegen? Um? Handelt sich's etwa um eingeklagte Schulden? Bin ich jemandem etwas schuldig?“

„Es handelt sich nicht um Schulden . . .“

Der Beamte erhob sich, legte die Pfeife an ihren Platz am Pfeifenständer und fuhr in trockenem Amtston fort: „Es handelt sich nicht um eine Schuld, sondern um eine Verleumdung und Ehrenbeleidigung, deren Ihr Euch letzten Dienstag im Gemeindehause schuldig gemacht habt. Ihr werdet im Namen des Steuer- aussschusses vom Hauptmann Stielhammer aufgefordert, nächsten Montag vor Gericht zu erscheinen.“

„So . . .?! Wahrhaftig? Hahaha! Wirklich? So! Hm, hm!“

Hieß Hellman verwirrt hervor.

Beim ersten Anblick des Boten war in ihm allerdings die Vermutung aufgestiegen, daß es sich um diese Geschichte handeln könnte, allein er hatte sich die böse Ahnung rasch aus dem Kopf geschlagen.

Jetzt traf ihn die Gewißheit wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Aber die vertrauliche und dabei doch würdige Haltung des Beamten hinderte ihn, sich, wie es nach seinem Geschmaack gewesen wäre, in kräftigen Klagen Luft zu machen.

„Wegen Verleumdung und Ehrenbeleidigung? Schön. Nun möchte ich aber doch in aller Welt wissen, wann ich den Hauptmann je beleidigt hätte!“

„Meine Instruktion lautet, Sie vor Gericht zu zitieren.“

„Bildet Ihr Euch vielleicht ein, daß ich auf diese Vorladung hin erscheinen werde? Seid versichert, daß ich das nicht tun werde.“

„Wie's beliebt.“

„Wer hat Euch eigentlich beauftragt, mir die Vorladung zu bringen?“

„Der Hauptmann.“

„So sagt ihm nur, daß es mir nicht einfallen wird, auf seine werke Vorladung zu erscheinen. Er soll sich dieser schönen Hoffnung nicht hingeben . . . Ihr habt Euch ganz unnötig bemüht . . . wahrlich, ganz und gar unnötig herbenußt.“

„Na, nun ist es aber Zeit, daß ich gehe,“ versetzte der Beamte und verabschiedete sich mit einem Handklap.

Als er die Türe hinter sich zuschlug, machte Hellman eine Bewegung, als ob er ihm folgen wollte. Aber er besann sich eines anderen und wandte sich statt dessen zu Pullkinnen.

„Was meinst Du, Pullkinnen? Kann die Sache wirklich Folgen haben?“

„Ich kenne das Gesetz zwar nicht, aber immerhin kann's sein.“

„Geh' und frag' den Mann, welcher Ansicht er darüber ist. Lauf' geschwind, bevor er noch davonfährt. Er bindet schon die Zügel los. Aber tu' nicht so, als ob ich Dich ihm nachgeschickt hätte . . . Frag', als ob es Dich selber interessieren würde.“

Während Pullkinnen draußen mit dem Beamten sprach, der bereits die Pferdebedeck vom Gaul genommen hatte, um sie über den Tisch zu breiten, bemerkte Hellman die leeren Kaffeetassen auf dem Tisch.

Wütend schob er aus dem Zimmer und fürte zu den Wägen in die Küche hinein: „Weshalb nehmt Ihr denn das Geschirr nicht fort? Was zum Henker ist das für eine Schlamperei? Soll es bis in die Nacht dastehen? . . . Hm? Warum antwortet Ihr mir denn nicht, Ihr Frauenzimmer?“

„Jesus Maria! Ich konnte sie nicht früher holen, weil . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Vor einiger Zeit erregten zwei Bilder von Wilhelm Busch, die in München ausstanden, das Interesse der Kunstfreunde. Eingeweihte wußten schon lange, daß Busch als Maler erst noch zu entdecken war und daß die Stellung, die er in der deutschen Kunstgeschichte einnimmt, in seinem zeitamerikanischen Werk nicht beizubehalten ist. Die Sachlage war so, daß Busch den richtigen Malerinstinkt wohl hatte, von seiner Zeit aber nicht die geistige und künstlerische Unterstützung erfuhr, die nötig gewesen wäre, um dieses Talent zur Entfaltung zu bringen. Bei dem grüblerischen, zur Einsamkeit neigenden Temperament Buschs mußte diese Leidenschaft eine heimliche bleiben. Er war nicht einer von denen, die sich und nur sich kennen und sich und ihre Eigenart durchsetzen. So leuchte er sein Können ab auf das Sondergebiet der Karikatur. Wer seine Ohren hat, wird da leicht Untertöne hören, die von einem inneren Kampf und von Ueberwindung, von Verzärt und Erbitterung, ja Haß, zugleich aber auch von einem Ueberwinden und Verstehen — aus dieser Mischung kommt das Aggressive und zugleich das Humoristische in Busch — erzählt. Die Zeit war nicht reif, und so verkümmerte der Einzelne. Es ist dies wieder eines jener traurigen Kapitel in der deutschen Kultur, die zu denken geben. Wenn der Boden so dürr ist, kann auch der Vegetarier nicht Früchte ernten. Es bleibt bei Anjagen, die zugrunde gehen und verkümmern.

Die Busch-Freunde sind alle, die die deutsche Kunst lieben, werden daher aufs höchste erfreut sein von der Nachricht, daß im Nachlaß von Wilhelm Busch eine große Anzahl von Delbildern und Studien gefunden worden sind, die sein künstlerisches Werden und Streben ganz neu beleuchten. Es sind dies Werke von zwar nicht großem Umfange, die aber doch in verblüffender Weise die Energie des Malers zeigen. Im Kleinen zeigen diese Bildchen eine für das damalige Deutschland ganz einzig dastehende Kultur des malerischen Sehens. Wie ein roter Faden als Farbensystem und mit Verwe als ganzes vorherrscht, wie ein Grau malerisch dazu geschnitten wird und das Ganze doch eine Szene wird, die Genre wäre, betrete sich nicht die Kunst aus dem Gegenständlichen, das ist in diesem sicheren Instinkt verblüffend und für damals unerhört. Dazu kommt die flüssige Behandlung der Farben, das Gefühl für malerische Dekoration, die bei aller Entschiedenheit da ist, eine gewisse Großzügigkeit auf kleinem Raum. Vor allem aber — und das ist das Entscheidende — ein entschiedenes Eindringen zum Künstlerischen, zum Malerischen eines Vorgangs, aus dem, richtig bis zum Punkt und fortgeführt, etwas hätte entstehen können, das in unserer Zeit eine neue Entwicklung hätte anbahnen können. Das aber auch in diesem fragmentarischen noch keine Größe und Schönheit zeigt, mit der Kraft eines Dorio.

Diese Delbilder und Studien fanden sich bei dem Neffen von Wilhelm Busch, dem Professor A. Nöldke in Verden, bei dem Pastor in Mechtshausen, wo Busch seine letzten Jahre verbrachte. Es ist hinzuzufügen, daß in Hannover auch ein Fries von Wilhelm Busch erhalten ist.

Diese Bilder werden wahrscheinlich aus der Zeit stammen, als Busch noch in Antwerpen planlos, ohne festes Ziel und Wollen herumging; jedenfalls sind sie Nachwirkungen dieser Zeit. Doch wird natürlich erst Detailforschung das aufhellen, die man erst einzulegen hat. Jener Zeit, von der keine Freunde ihn als nicht besonders fleißig und nur als hummelnden Spaziergänger kennen, der die Schönheit in sich aufnimmt, ohne nach dem Ausnutzen zu fragen. Bis er nach München kam. Jener Zeit, von der Busch in einem Briefe eine so feine Schilderung entwirft:

„Ich wohnte (in Antwerpen) am Eck der Käsebrücke bei einem Barischerer. Er hieß Jan und sie hieß Mie. Zu gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustüre, im grünen Salsafrod, die Tonpfeife im Munde, und die Nachbarn kamen auch hinzu; der Korbflechter, der Uermacher, der Blieschläger; die Töchter in schwarzgladierten Holzschuhen. Jan und Mie waren ein zärtlich Märchen, sie ditz, er dünn; sie arbeiten auch abwechselnd, pflegten mich in einer Krankheit und schenken mir beim Abschied in kühlen Jahreszeiten eine warme, rote Jase nebst drei Drangen.“

Wie diese Schilderung sind die Bilder. Weiche, intime Töne. Und plötzlich herausstehend aus dem warmen Grund die „rote“ Jase und die drei „Drangen“. Von der intimen Malerei der Holländer ist hier für Deutschland eine Verbindung hergestellt mit der modernen Entwicklung, die den Umweg und die Verwirrung ins bloß Anekdotische, Situationenhafte sicher vermied und einen Anfang hätte bedeuten können für die Nachfolgenden. Hätte!

Zu dieser Zeit arbeitete Busch bei Penbach im Atelier; der bescheidenste Künstler bei dem Maler, der am meisten sich in Szene zu setzen verstand. Aber während die Bedeutung eines Wilhelm Busch sich immer fester einprägt, beginnen wir den Werken Penbachs gegenüber kritischer zu werden. Aus der Zeit, in der Busch bei Penbach malte, gibt es eine ganze Reihe Bilder, die in dem braunsaunigen Meliertone gehalten sind, die dabei durch eine feine, malerische Behandlung sich auszeichnen. Diese Bilder sind vornehmlich in Privatbesitz und die Besitzer hüten ihre Schätze. Ana aus dieser Zeit werden manche der Bilder stammen, deren Eigenes in der feinen Beobachtung, der vornehmen Farbenswahl, die auf wenige Nuancen beschränkt ist, in der liebevollen, erst künstlerischen, nie nachlassenden Beobachtung bei schnellstem Erfassen und Befestigen des Wesentlichen, des Eindrucksmotivs, liegt.

Die Busch-Literatur wird durch diese Entdeckung um ein ganz

neues Kapitel bereichert: Wilhelm Busch als Maler. Die Literatur, die im Verhältnis zu dem Ruhm des Malers so spärlich ist. Es gibt kaum ein Buch über ihn. Die Kunstgeschichten nennen ihn, verweilen aber nicht allzu lange bei ihm. Er, der mit seinem Werk in die weitesten Kreise gedungen ist, den die Künstler unbedingt schätzen, der über dem Gegensatz von alter und neuer Zeit steht, der der Vater der modernen Karikatur und der Schöpfer einer neuen Kunst zu nennen ist, der deutschen Kunst im Ausland einen hohen Ruf verschafft hat, ihn verherrlichen keine Werke, die sein Schaffen mit künstlerischem Ernst behandeln. Es mag das eben daran liegen, daß er mit seinen Werken, die so staunenswert höchste, reifste Kunst mit Allgemeinverständlichkeit einen, sich die Welt so nachhaltig erobert hat, daß es nicht nötig war, daß der Kritiker mit langen Untersuchungen und Erklärungen dem Werk an die Seite trat. Aber seltsam bleibt es doch, daß in einer Zeit, wo jeder Duzendkünstler seine Behandlung erfährt, über Busch kaum ein Werk existiert, daß man sich vergeblich nach einer Literatur umsieht, die um jeden einigermaßen bekannten Künstler lüppig blüht. Und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß das Publikum vielleicht nur durch den Witz gefesselt wurde, so daß die ernste Forschung erst einzusetzen hat, die die künstlerische Handschrift in ihren Elementen feststellt; wozu durch die neue Entdeckung des Nachlasses willkommene Gelegenheit gegeben ist. Man nahm Busch zuerst nur als Spatzvogel; seine Werke, keine Komik verschafften ihm Eingang beim Spektator, der gern lachen will. Dann lernte man in ihm die zeichnerischen Gestalter verehren, der mit beispielloser Kühnheit von den Erscheinungen des Lebens das Wesentliche, den Kern in temperamentvollsten Kurven hinschrieb, mit einzigem Gefühl für die Abstraktion von der Wirklichkeit, das im Grunde eine verblüffende Begabung für stilistische Umdeutung bekundete. Dieser Zeichnungen geistreiche Flüssigkeit und markante Charakteristik richtig zu erkennen, gelang erst der Gegenwart; bis dahin ist die Forschung vorgegangen. Eine Nervosität in Strichen, Punkten und Klegen, eine straffe Einheitlichkeit in allem Wirrwarr, eine Ausdrucksfähigkeit in schnellen, hüpfenden Linien, die uns ganz modern ammuten. An dieses Bekannte schließt sich nun das neue Kapitel: „Wilhelm Busch als Maler“ an. Aus all dem werden die künstlerischen Lehren erst zu ziehen sein.

Offentlich sind sich die glücklichen Besitzer darüber klar, daß ein solcher Besitz Verpflichtungen auferlegt. Wilhelm Busch selbst wollte zwar nicht, daß die Sachen an die Öffentlichkeit kommen sollten. Wenn die Erben diesen Willen nicht akzeptieren, obgleich Busch erst so kurze Zeit tot ist, wofür ihnen die Kunstgeschichte dankbar zu sein hat, so mögen sie wenigstens dafür sorgen, daß das Material Fachleuten, berufenen Kunstschriststellern überantwortet wird und nicht, wie es oft in solchen Fällen, Dilettanten, die zufällig zur Bekanntheit oder Verwandtschaft gehören; denen dann der Nachlaß eines berühmten Mannes gut genug ist, ihre eigene, bis dahin unbeachtete Persönlichkeit in den Vordergrund zu schieben.

Die Bilder und Studien kommen demnächst in München zur Ausstellung.

Ernst Schur.

## Kleines feuilleton.

**Bauopfer im Altertum.** Ein über die ganze Erde verbreiteter Aberglauben ist es, daß man einem Bauwerk besondere Festigkeit zu verleihen und es gegen feindliche Einflüsse zu schützen meint, wenn ein lebendes Wesen, am besten ein Mensch geopfert und in den Bau selbst eingemauert wird. Dieser Glaube, der besonders stark auf der Balkanhalbinsel verbreitet ist und zum Beispiel der rumänischen Königin Carmen Sylva den Stoff zu einer ihrer schönsten Volkserzählungen geliefert hat, war in Italien bisher noch nicht nachgewiesen. Professor A. Mau wies nun in einer Sitzung des deutschen Archäologischen Instituts, wie der „Kunstchronik“ aus Rom geschrieben wird, darauf hin, daß der Unterbau des Fortunatempels in Pompeji einen Hohlraum enthielt, in dem man nichts weiter fand als eine Schildkrötenschale in vier Stücken. Es war also hier als Bauopfer eine Schildkröte eingemauert worden, wie sich auch aus der Anordnung des Quaderbelags noch deutlich erkennen ließ. In Italien mag dieser Aberglaube schon früh in Vergessenheit geraten sein; der römischen Religion war das Menschenopfer überhaupt fremd und wurde nur unter griechischem Einfluß gelegentlich geübt. Da aber bei den alten Griechen Menschenopfer nicht ungewöhnlich waren und in Griechenland wie den Nachbarländern die Volkserzählung vom Bauopfer noch stark ist, so wird wohl auch im alten Griechenland das Bauopfer bekannt gewesen sein. Beispiele des Bauopfers aus dem Altertum sind allerdings nicht häufig; alle, von denen wir wissen, stammen aus dem griechischen Orient. Gewöhnlich wurde eine Jungfrau geopfert, die zugleich der Schutzgeist des Baues wurde. So ließ Trajan in Antiochia die Statue des Mädchens, das bei dem Wiederaufbau nach einem Erdbeben geopfert worden war, im Theater als die Nymphe, die Glücksgöttin der Stadt, aufstellen. Dieselbe Vorstellung liegt noch heute dem Aberglauben des Bauopfers zugrunde. Man schiebt einen Menschen in den Bau ein, damit seine Seele darin lebe und nicht entweichen könne. Heute ist an die Stelle des Menschenopfers ein „Ersakopfer“ getreten. Und zwar wird das Menschenopfer entweder nur symbolisch vollzogen, indem man einen Menschen oder seinen Schatten mit und die das Maß darstellende Schnur einmauert, oder indem man ein Tier opfert, das vorher

geschlachtet oder auch lebendig der Mauer eingefügt wird. Ein solches „Ersakopfer“ ist die Schildkröte des pompejanischen Tempels; die Schildkröte wählte man wohl, weil dieses Tier lange ohne Nahrung leben kann und man meinte, der Zauber sei besonders wirksam, solange das eingemauerte Wesen lebe.

### Physikalisches.

**Die Verwandlung von Diamanten in Koks.** Eine höchst merkwürdige Verwandlung von Diamanten haben zwei englische Forscher, Parsons und Swinton, vorgenommen und in einer der letzten Sitzungen der Londoner Royal Society beschrieben. Experimente mit Diamanten sind an sich schon nicht besonders häufig, weil es den Gelehrten, die aus irgend einem Grunde Lust dazu verspüren, meist an dem nötigen Kleingeld fehlt, um sich so kostbare Untersuchungen leisten zu können. Uebrigens weiß man ja auch längst, daß der Diamant nichts anderes ist als kristallisierte Kohlenstoff und daß er bei genügender Hitze einfach zu Kohlenäure verbrennt. Diese letzten Versuche bieten nun aber sowohl in ihrem Verlauf wie in ihrem Ergebnis etwas ganz Neues. Zur Behandlung des Diamanten wurden Kathodenstrahlen gewählt. Der Edelstein wurde in eine luftleere Glasröhre mit zwei konkaven Aluminium-Elektroden gebracht, die abwechselnd unter der Wirkung eines hochgespannten Wechselstroms Kathodenstrahlen genau auf den Diamanten schleuderten. Wenn die Verdünnung der Luft in der Röhre einen bestimmten Grad erreicht hatte, so wurde der Diamant zunächst rot, dann intensiv weißglühend und weiterhin, wenn eine Spannung von 9600 Volt bei 45 Milliampères erreicht war, schwarz. Bei einer Spannung von 11 200 Volt endlich geschah eine schnelle Verjüngung des Diamanten, der sich erheblich aufblähte und nun in einen Stoff verwandelt wurde, der ganz das Aussehen und die Eigenschaften von gemeinem Koks hatte. Die Temperatur, unter der sich diese sonderbare Wandlung vollzog, wurde auf 1890 Grad bestimmt. Es entwickelten sich dabei auch Gase aus dem Kristall, deren Natur aber nicht mit Sicherheit zu ermitteln war. Das Experiment wurde zweimal wiederholt, beide Male mit dem gleichen Erfolg. Diese neuen Versuche bilden eine dankenswerte Ergänzung zu den klassischen Arbeiten des Berliner Physikers, Professor Goldstein, der die Einwirkung der Kathodenstrahlen auf eine große Reihe von Stoffen studiert hat und dadurch zu wichtigen theoretischen und praktischen Resultaten geführt worden ist.

**Die Radiumstrahlen der Erde.** Die Radiumforschung hat eine so gewaltige Anziehungskraft auf die Gelehrten ausgeübt, daß sich schon eine ganz erhebliche Anzahl von Spezialisten herangebildet hat. Zu diesen gehört Professor Strutt, der die bisher wichtigsten Studien über den Radiumgehalt der verschiedenen Gesteine der Erdkruste gemacht hat. Die Ergebnisse seiner neuesten Arbeiten hat dieser Naturforscher jetzt in einem Vortrage niedergelegt, den er in der Royal Institution zu London über „radioaktive Veränderungen in der Erde“ gehalten hat. Er ging zunächst auf die Frage ein, wie das Mineral Pechblende, das fast ausschließlich zur Radiumbereitung benutzt wird, zu seinem hohen Gehalt an diesem merkwürdigen Element gekommen sein mag. In England findet sich Pechblende nur in dem Gebiet von Cornwall als Ader im Granit und Schiefer. Der Granit enthält selbst auch Radium, aber nur im Verhältnis von einem Teil zu einer Milliarde Teilen des Gesteins oder von einem Milligramm zu einer Million Kilogrammen. So winzig dieser Anteil sein mag, so ist doch die Gesamtmenge von Radium, wenn es in diesem geringeren Verhältnis in der ganzen Erdkruste bis zu einer Tiefe von 60–80 Kilometern vorhanden wäre, mehr als hinreichend, um die Wärme des Erdinneren zu erklären. Von den Bestandteilen des Granits enthalten oft die Kristalle des Zirkon eine auffallend große Menge von Radium, und bei der Betrachtung unter dem Mikroskop zeigen sich gerade in der Umgebung dieser Kristalle oft merkwürdige Veränderungen in der Farbe. Außer dem Radium kann auch die Gegenwart von Helium im Granit bei gründlicher Untersuchung nachgewiesen werden. Helium und Radium sind ferner noch in einer erheblichen Zahl anderer Mineralien entdeckt worden, und wahrscheinlich ist das Helium dabei stets ein Produkt der Umwandlung des Radium. Einen Zweifel an diesem Zusammenhang kann nur das als Edelstein bekannte Mineral Berill erwecken, das in einer Probe zwar eine überraschend große Menge Helium, aber keine Spur von Radium aufwies. Und nun kommt Strutt zu einem Schluß, der für die Wissenschaft von ungeheurer Bedeutung werden könnte und auch auf das Interesse des Laien seine Wirkung nicht verfehlen wird. Er meint nämlich, daß man möglicherweise aus dem Gehalt der einzelnen Schichten der Erdkruste an Radium und Helium berechnen könnte, wieviel Zeit seit der Entstehung dieser Schichten vergangen sei. Die Uhr der geologischen Zeit hat ja bisher ein noch unverständlich geliebtes Zifferblatt, da sich die Länge der einzelnen Perioden in Jahren oder Jahrtausenden nicht hat ausdrücken lassen. Wenn man nun annimmt, daß alles Helium aus Radium entstanden sei und durch Beobachtung bestimmt, in welcher Zeit sich die Verwandlung von Radium in Helium vollzieht, so wäre es denkbar, daß man danach einen Maßstab für das Alter der einzelnen Schichten der Erdkruste nach ihrem Gehalt an diesem Element gewinnen könnte. Vielleicht wird demnach das Radium, das schon jetzt so viel des Wunderbaren zutage gefördert hat, die menschliche Wissenschaft auch noch dazu befähigen, in das Geheimnis der geologischen Zeiten einzudringen.